Dorenzathe.

Roman von Melati von Java.

Aus dem Holländischen übersetzt von Leo Tepe van Heemstede.

(5. Fortsetzung.)

„Ihr kennt einander, ich brauche Sie nicht vorzustellen, lieber Alfred," sagte der Vicomte, dem die stolze Haltung Isabellas und der kühle Gruß, womit sie Alfreds herzliche Verbeugung erwiderte, gar nicht gefallen wollte.

„Gnädiges Fräulein," begann er, „Ihr Herr Vater wird Sie ohne Zweifel von meinem Antrag in Kenntnis gesetzt haben?"

„Wie piekfein!" dachte Sie, „so mit der Thür ins Haus zu fallen!" Dann sagte sie laut und mit eigenthümlichem Nachdruck auf das erste Wort:

„Ihr Antrag!"

Alfred hielt sich gut und that, als wenn er ihre Absicht nicht merkte.

„Der Herr Graf hat mir versichert, daß er schon mit Ihnen darüber gesprochen habe."

„Mein Vater hat mich über Dinge unterhalten, die zwischen ihm und Herrn Brons verhandelt sind, aber ich konnte nicht glauben, daß die Kinder bestimmt waren, diese Geschichte abzumachen. So viel Gutmüthigkeit hatte ich bei Ihnen nicht vorausgesetzt, denn auch die Kindesliebe hat ihre Grenzen."

„O weh, es geht schief!" seufzte der Vicomte in Gedanken.

„Würden Sie glauben, mein Fräulein, daß ich auf den Vorschlag meines Vaters eingegangen wäre, wenn er nicht meinen innigsten Wünschen entspräche?"

„Er macht es vortrefflich," dachte der Graf, „die Sache ist bei ihm in guten Händen, aber meine Gegenwart wird mehr oder weniger hinderlich sein, ich will daher verduften."

Und der Graf stand langsam auf, glitt durch eine Portiere und blieb im nächsten Zimmer hinter den Vorhängen stehen, von wo er unbemerkt alles sehen und hören konnte.

„Ihre innigsten Gefühle sind also, eine Gräfin zu zwingen, Ihren bürgerlichen Namen anzunehmen. Ein sonderbarer Wunsch, das muß ich gestehen, ich begreife nicht, was Sie dazu treiben kann. Ich bin arm, ich glaube selbst, daß wir Schulden haben und es ist ganz überflüssig, meinen Namen mit dem Ihrigen zu verbinden; denn wenn Sie in den Besitz unseres Schlosses gekommen sind, steht Ihnen nichts im Wege, Ihrem Namen den des Hauses anzuhängen. Es klingt ganz vornehm: Brons von Dorenzathe!"

Alfred wußte nicht, ob er Isabella bemitleiden oder ob er ihr zürnen sollte. War es nicht thöricht, sich für ein Mädchen zu opfern, das ihn so verachtete und das er doch mit einem einzigen Worte in den Staub erniedrigen konnte? Und doch! Wie hatte Alfred sie so bewundert als in diesem Augenblick, während sie, nachlässig im Sofa hingegossen, es absichtlich darauf anlegte, ihn zu beleidigen und zu reizen.

„Ich bedaure Sie, gnädiges Fräulein, wenn Sie glauben, daß die innigsten Wünsche dieses jugendlichen Herzens nicht weiter gehen als bis zum Zusammenkoppeln zweier Namen. Zudem habe ich noch nicht gedacht, ich kann nur eins sagen: Vor Jahren, als Fräulein de March noch nicht wußte, welch' ein Vorrecht der Adel ihres Geschlechtes war, hatte sie Mitleid mit einem verwahrlosten Knaben; sie sprach freundlich mit ihm und nach diesem Tage ist für den Knaben sie das Ideal seiner Kinder- und Jugendträume gewesen. Ihr Bild hat ihn nicht verlassen, und später, als er sie wiederfand und sie ihn fühlen ließ, welch ein großer Abstand zwischen ihnen lag, that er alles, um sie zu vergessen; nur Andenken, das ihm einst zum Trofte war, wurde ihm jetzt zur Qual. Mit Gewalt vertrieb er die Erinnerung an sie aus seinem Geiste, es half nichts, und während er nicht im entferntesten daran dachte, wurde ihm die Möglichkeit geboten sie sein eigen zu nennen. Was blieb ihm nun zu thun übrig?"

„Wenn er sich selbst und sie wirklich achtete, dann mußte er einsehen, daß dies nicht die Art und Weise war, um zugleich mit ihrer Hand ihre Liebe zu erlangen."

„Das soll wir anderen Worten wohl heißen, daß Sie meinen Antrag abweisen?" sagte Alfred, indem er sich erhob.

De Marcy schwebte in tausend Aengsten und dachte nach, wie er am besten im entscheidenden Augenblick mit dem großen Wort dazwischentreten könnte.

„Das sage ich nicht!" gab sie zur Antwort. „Sie mißbrauchen Ihre Stellung und meine Verhältnisse indem Sie mich zu einer entscheidenden Antwort zwingen wollen. Ich muß es Ihnen also geradezu herausjagen. Aus Ihrer Handlungsweise geht weder Liebe noch Achtung für mich hervor."

Alfred unterdrückte mit Mühe ein spöttisches Lächeln; er kreuzte die Arme über der Brust, sah ihr fest in die Augen und sagte:

„Mein Fräulein, gestatten Sie mir die Bemerkung, daß Sie sich irren, da Sie die Verhältnisse und mich gründlich verkennen. Sie werden noch einmal einsehen, daß ich niemals mehr als heute für das Glück und die Ehre derjenigen besorgt war, die ich liebe!"

Isabella wurde für einen Moment verwirrt durch Alfreds feine Sprache. Er benutzte die Zeit und fragte mit freundlichem Ton:

„Was muß ich denn thun, um Ihnen meine Achtung und Liebe zu beweisen?"

Alsdann fand sie wieder die Antwort:

„Mir die Schande einer solchen erzwungenen Wahl ersparen!"

„Liegt das an mir?"

„Wenn es Ihnen mit Ihrer Achtung und Ihrer Liebe ernst gemeint war, so hätten Sie Ihren Vater gebeten, mich nicht vor eine solche Wahl zu stellen. Sie sind sein einziges Kind, er hätte Ihnen gern geglaubt, wenn Sie versicherten, daß er verkehrt handle, Ihnen eine Frau aufzudrängen, die Sie nicht glücklich machen kann."

„Wer sagt Ihnen, daß ich das alles nicht gethan habe?"

„Und er blieb unerbittlich? Welch ein sonderbarer Mann ist Ihr Vater dann!"

„Sie sehen also, daß ich mich wohl oder übel in das Unvermeidliche fügen mußte."

„Das Ihnen auch besonders erwünscht zu sein scheint."

„Ich darf es nicht leugnen; ich sehe den liebsten Wunsch meines Lebens, dem ich kaum eine Gestalt zu geben wagte, der Verwirklichung nahe, und da sollte ich aus gar zu großem Zartgefühl die gebotene günstige Gelegenheit, mich Ihnen zu erklären, vorbeigehen lassen? Das können Sie nicht von mir verlangen, mein Fräulein!"

„Verlangen Sie denn von mir, daß ich mich einer solchen Bedingung unterwerfe? Ich kenne Sie nur flüchtig, ich sehe aus der Höhe auf ihre Familie herab. Sie wissen, in welcher Beziehung Ihr Vater zu dem meinigen stand; ich gehöre einem uralten Adelsgeschlechte an; mein Freundes- und Familienkreis ist ein ganz anderer als der Ihrige. Ich darf auf ganz andere Partien Anspruch machen, und wenn ich mich entschließe, Ihre Hand anzunehmen, so ist es nur, um meiner armen Großmutter eine ruhige letzte Stunde zu sichern. Nun wissen Sie die Wahrheit, mein Herr! Ich finde den Schritt, den ich thun will, entsetzlich, ich fühle nichts für Sie, vielleicht nicht einmal Achtung, und doch, wenn Sie und Ihr Vater darauf bestehen werde ich zustimmen, Ihre Frau zu werden."

„Glücklicherweise," dachte der Vicomte mit einem Seufzer der Erleichterung, „die Sache ist in Ordnung."

„Bleiben Sie bei Ihrem Verlangen nach allem, was ich Ihnen gesagt habe?" fragte Isabella, die nun in ihrer vollen Länge vor ihm stand.

Alfred war blutroth geworden.

„Nein, sie verdient es nicht! Ich muß ihr alles sagen und sie ihrer Schande überlassen", so sprach in ihm eine geheime Stimme, „wie triumphierend würde ich dann vor ihr stehen und nicht erniedrigt wie jetzt!"

Aber seine Liebe und sein Mitleid waren stärker:

„Armes Kind! Sie weiß nicht, wie sehr sie zu bedauern ist. Ich will der klügere sein und mich nicht von diesen Nadelstichen stören lassen."

„Ja!" sprach sie laut und entschieden, „ich bleibe dabei!"

„Da haben Sie meine Hand, aber mein Herz wird Ihnen nie gehören!"

Alfred nahm die ihm zugestreckten Fingerspitzen und drückte sie leise; so waren sie verlobt.

Isabella wandte sich ab und ein verächtlicher Zug umspielte ihre Lippen.

„Die Zukunft gehört mir, Isabella!"

Sie zuckte zusammen, als er ihr zum ersten Male diesen Namen gab; Alfred achtete aber nicht darauf.

„Ich werde dieses Herz gewinnen, das ich höher schätze als alle Ihre Ahnen und Ihre Titel!" sagte Alfred.

„Alles in Ordnung?" rief der Vicomte, seinen Kopf durch die Thüre steckend.

„Ja, Papa, Brons will mich haben, trotzdem ich mit offenen Karten spielte."

„Verlobt also? Ich gratuliere von Herzen! Wir wollen anstoßen auf eine glückliche Zukunft!"

Die jungen Leute saßen nebeneinander auf dem Sofa, aber Isabella hatte sich in die äußerste Ecke geschmiegt und saß kalt und mürrisch da.

Der Champagner kam; der Graf, immerfort plaudernd, schenkte die Gläser voll, seine Tochter stieß zögernd an, befeuchtete aber kaum ihre Lippen.

Der Bräutigam sprach ungezwungen über allerlei gleichgültige Dinge; die Braut sagte nichts, bis sie aufstand und sich vor den Herren mit den Worten verabschiedete:

„Ihr werdet entschuldigen, aber Großmama ist wach und wird mich bestimmt vermissen. Ich bin gewohnt, den Abend an ihrer Seite zuzubringen."

Und sie verbeugte sich vor Alfred; die Hand, die er ihr darbielt, berührte sie kaum und entfernte sich.

„Sie kann sich noch nicht darein finden, es ist so rasch gekommen," suchte de Marcy seine Tochter zu entschuldigen, „aber lassen Sie sich nicht dadurch entmuthigen, Alfred! Die Hauptsache ist erledigt, das übrige kommt schon von selbst!"

„Sie hat recht," entgegnete der junge Mann kühl. „Ich kann mir denken, daß sie für den ihr in solcher Weise aufgedrängten Freier wenig eingenommen sein kann. Aber ich werde nicht darauf achten und sie betrachten wie ein Kind, das man aus einer lebensgefährlichen Lage befreit und das seinem Retter zum Dank Gesicht und Hände zerkratzt."

„Sie haben ganz recht! Sehr verständig gesprochen! Ich könnte wirklich niemandem mein Kind besser anvertraut haben, das wird immer klarer. Sie sind ein trefflicher junger Mann und handeln wirklich edel!"

„Es wäre besser gewesen, wenn Sie mich nicht zu diesem Edelmuth gezwungen hätten, auch Isabella würde besser dabei gefahren sein."

De Marcy schluckte die Pille hinunter und füllte die Gläser wieder. Alfred trank aus und erhob sich, um Abschied zu nehmen. Der Graf ging mit, denn heute abend noch sollte die Verlobung öffentlich bekannt werden.

Alfred ging nach Hause, gar nicht in der Stimmung eines jungen Mannes, der soeben das Jawort von dem Mädchen seiner Wahl erhalten hat.

Der alte Brons erwartete ihn.

„Wie steht's? Du schaust so sauer darein! Will sie nicht?"

„Jawohl! Wir sind verlobt!"

„So? Wer hätte das gedacht! Der Sohn von Torus Brons und die Tochter des Grafen Gaston de Marcy!"

„Vater, wie kannst du mich so ruhig meinem Unglück entgegen gehen sehen?"

„Dein Unglück? Nun hör' mal einer an! Bist du noch nicht zufrieden? Fühlte sie sich nicht geschmeichelt durch deinen Antrag? Nun, das wird schon kommen, und wenn sie gar zu große Prätensionen macht, so sag mir nur ein Wort, und ich werde sie sie schon klein kriegen!"

„Das noch viel weniger!"

„Was muß ich dann thun? Den Schurken de Marcy aus der Patsche retten, die Geschichte vergessen und dich dein ganzes Leben lang als unglücklich Liebenden herumlaufen lassen. Das kannst du auch nicht verlangen."

„Vater! Wenn du von dem Schreiben des Grafen Gebrauch machst, so verlasse ich unmittelbar die Stadt und du siehst mich nicht wieder."

„Dummes Zeug!"

„Es ist mein fester Entschluß. Wie wird mein Leben sein an der Seite einer Frau, die mir aufgebürdet ist, die mich verabscheut."

„Ei was? Das wird sich schon machen, sie wird schon zur Vernunft kommen. Du kannst gut mit dem Frauenvolk umgehen; in einem Monat ist sie zahm und viel verliebter, als du je gewesen bist."

„Das wird nie der Fall sein! Du hast es zu verantworten, wenn du sie und mich, deinen einzigen Sohn, unglücklich gemacht haben wirst."

„Laß sie dann laufen! Und laß mich thun, was mir gut scheint. Wärst du nicht so verliebt in das Mädchen, so wäre der ganze Spektakel nicht nöthig gewesen. Nun Adieu! Der Graf ist gewiß im Kasino — das wird eine herzliche Verbrüderung sein. Wir werden im Sekt die Vergangenheit begraben und den neuen Bund besiegeln!"

14. Kapitel.

Alfred Brons und Isabella de Marcy verlobt! In Jahren hatte Groothausen eine solche interessante Neuigkeit noch nicht vernommen. Zuerst wurde die erfreuliche Nachricht im Kasino gefeiert, dann am nämlichen Abend in den Häusern wiederholt und dann am folgenden Tage in allen Läden und auf allen Visiten besprochen; Einladungen wurden gemacht, nur allein, um im weiteren Kreise das wichtige Ereigniß nach allen Seiten zu beleuchten und zu kritisieren.

Die zunächst Betheiligten blieben aber ganz im Hintergrund; Alfred ließ sich kaum auf der Straße sehen, und nur zur Zeit des Mittagessens begab er sich zum Schloß, um bei seiner Braut zu dinieren. Wenn er jemand begegnete, der ihm Glück wünschte, versicherte er im unbefangensten Tone, daß er nie gehofft hätte, so bald seinen liebsten Wunsch erfüllt zu sehen und daß er im dritten Himmel sei.

Der Vikomte sagte es jedem, der es hören wollte, daß er über all die dummen Vorurtheile erhaben sei und über die Wahl seiner Tochter sich hoch befriedigt fühle; seinen adeligen Freunden gegenüber, die ihn doch schon wie ein großes Kind behandelten, schlug er einen etwas niedrigeren Ton an. Isabella habe den jungen Mann um jeden Preis haben wollen; es thue ihm leid, aber er sei ein liebender Vater; und ein tüchtiger Ingenieur wie sein künftiger Schwiegersohn könne es noch sehr weit bringen. Seine erste Sorge würde sein, ihr den Titel ihres Geschlechtes zu sichern.

Brons allein war unzufrieden; die Worte seines Sohnes hatten ihn sehr unangenehm gestimmt; er fand es thöricht, daß der Junge sich für jene Leute aufopfern wollte, aber er konnte dem Grafen de Marcy das Geld nicht vorschießen, ihm sein Schloß lassen und den Beweis seines Verbrechens vernichten. Das wäre gar zu toll! Warum bestand Alfred denn darauf, das Mädchen trotz ihrer Abneigung zu heirathen?

Isabella hatte die Nacht und den folgenden Tag in großer Erregung zugebracht; die sie aber vor der kranken Großmutter zu verbergen suchte. Sie hatte eine Unterhaltung mit Barends gehabt, der ihr aber keinen Trost zu geben vermochte. Es lag an ihr; wollte sie nicht, so würde Brons ohne Zweifel Dorenzathe in Besitz nehmen und sie mit der Kranken daraus vertreiben.

Der brave Notar hatte sein Ehrenwort gegeben, nichts von dem großen Geheimniß zu verrathen; und es war auch nicht nöthig; Isabellas zärtliche Sorge um ihre Großmutter war genügend, um sie zu einem Schritt zu bewegen, der ihr sehr zuwider war.

Sie empfing ihren Verlobten am Abend des nächsten Tages ebenso steif und kühl wie am ersten Abend; es schien es nicht zu bemerken, und sie mußte im stillen die Ungezwungenheit seines Auftretens bewundern, denn er sprach mit ihrem Vater über alles, was vorkam, richtete auch dann und wann an sie das Wort und schien übrigens gar nicht zu fühlen, wie unangenehm seine Gegenwart ihr war.

Nach dem Diner verschwand Isabella und kam erst zum Thee zurück. Sie erfüllte ihre hausfraulichen Pflichten genau, nahm auch in der Zwischenzeit eine Arbeit zur Hand und begab sich um 8 Uhr wieder zu ihrer Großmutter.

So ging es Tag für Tag; Isabella sprach nie zuerst, aber der Vikomte und Alfred gaben sich so viel Mühe, sie in das Gespräch zu ziehen, daß ihr Schweigen kaum auffiel.

Ihrem Vater machte Isabella keinen Vorwurf; sie ergab sich ohne Murren oder Klagen in das ihr so widerwärtige Los und suchte so stolz als möglich die Rolle der Besiegten durchzuführen.

Als einmal eines Tages die Rede darauf kam, Isabella dem alten Brons vorzustellen, erhob sie energischen Widerspruch.

„Nein," sagte sie fest entschlossen, „warte damit bis — bis zum letzten April."

Das war der für die Vollziehung der Ehe festgesetzte Tag.

„Dann wird der Kontrakt unterzeichnet und die Ware abgeliefert," fügte Isabella mit einer Bitterkeit hinzu, die Alfred in der Seele weh that.

Als Brons die Zurechtweisung erfuhr, bekam er einen Wuthanfall.

„Was bildet sich das Spitzbubenkind ein!" rief er, „du gehst nicht mehr hin nach Dorenzathe! Ich bin es müde und will die Sache anderweitig regeln."

„Nein, Vater!" antwortete Alfred entschieden, „das geht nicht mehr. Ich bin mit Isabella verlobt und werde sie auch heirathen, wenn sie mir mein Wort nicht zurückgibt. Mische dich daher nicht mehr in unsere Angelegenheiten!"

Brons wollte zwar widersprechen, aber er sah wohl ein, daß sein Sohn nicht spaßte, und wie es ihn auch reute, Alfred in diese schlimme Lage gebracht zu haben, er konnte es nicht über sich gewinnen, de Marcy von seinen drückenden Fesseln zu befreien und damit zugleich seinem Sohne die Freiheit zurückzugeben.

„Aber es wird anders werden!" so tröstete er sich zuletzt, sich nach den Umständen richtend.

Isabella empfing keinen einzigen Besuch und entschuldigte sich mit dem Befinden ihrer Großmutter. Die Stunden, die sie bei ihrem Verlobten zubringen mußte, waren sehr peinlich und sie bestand darauf, daß ihr Vater sie keinen Augenblick allein ließ.

Alfred vermied sorgfältig alles, was an eine Liebesbezeigung erinnern konnte; einmal nur, als sich der Vikomte in einen Brief vertieft hatte und sie die Augen erhob, begegnete sie seinem Blick, der unaufhörlich auf sie gerichtet war. Eine sichtbare Verwirrung überwältigte sie, sie erröthete und senkte wie eine Schuldige das Haupt, aber den ganzen Abend verfolgte sie der Blick aus den wunderbar tiefen und traurigen Augen.

„Ich habe noch selten so herrliche Augen gesehen," dachte sie dann „wenn sie wirklich der Spiegel der Seele wären, welch ein Meisterwerk der Schöpfung müßte dann diese Seele sein! — Wenn er sich mir nur nicht so sehr aufgedrängt hätte, wer weiß, ob ich nicht mit der Zeit über seine niedrige Geburt hinwegsehen könnte?"

Die Zeit verlief, und je länger es währte, je gleichgültiger schien Isabella zu werden, alles kam ihr wie ein Traum vor; es war ihr, als wenn sie das Bewußtsein alles Vorgefallenen verloren hätte, so abgestumpft erschien ihr ganzes Wesen. Nur eine Sorge erfüllte ihr Herz, daß ihre Großmutter nichts ahnte von allem, was im Schlosse vorging.

Sie las der alten Dame vor wie immer, sprach über ihre baldige Besserung, über die Schönheit des Frühlings, über den Aufenthalt im südlichen Frankreich; bisweilen aber mitten in dem scheinbar fröhlichen und kindlichen Geplauder fuhr ihr die Erinnerung an die schreckliche Wirklichkeit wie ein kalter Dolchstich durch die Seele; dann schwieg sie plötzlich und brachte schwindelnd die Hand an ihre Stirn.

„Fehlt dir etwas, Liebste?" war dann die theilnehmende Frage der alten Dame.

„Ein wenig Schwindel, Großmama, es hat das nichts zu bedeuten."

„Das kommt von deinem zurückgezogenen Leben während meiner Krankheit. Wenn wir erst einen Monat weiter sind, dann hoffe ich, daß wir einen Spaziergang im Park machen können."

„In einem Monat gewiß, Großmama!"

Und sie suchte wieder ihre gewohnte ruhige Fassung zu gewinnen. Ihre brauttoilette kam, ein reiches aber einfaches Kleid von weißem Atlas, ein Blumenkranz und ein Spitzenschleier; sie sah kaum darnach, zum großen Erstaunen der Modistin, die versicherte, daß sie noch nie eine solche kalte Braut gesehen hätte.

„Das Opferthier wird ausgeschmückt," sagte sie mit herbem Lächeln zu ihrem Vater, der mit echtem Kennerblick die Aussteuer musterte und bewunderte.

„Und wer bezahlt das alles?" fragte Isabella nach einer Weile, „der Käufer oder Verkäufer?"

„Pfui, Kind, wie kannst du nur so sprechen. Du bist undankbar, sehr undankbar. Wie vieles beneiden dich um diesen schönen, reichen Bräutigam!"

„Du beantwortest meine Frage nicht. Es ist mir übrigens ganz gleichgültig; ich thue, was von mir verlangt wird, um den Rest kümmere ich mich nicht."

Sie verließ das Zimmer und suchte bei der Großmutter ihr verstörtes Gemüth wieder zur Ruhe zu bringen.

15. Kapitel.

So war der wichtige Tag endlich zu de Marcys großer Erleichterung angebrochen; nie hatte der egoistische Vater den April so lang, die erbitterte Tochter ihn nie so kurz gefunden.

Am frühen Morgen des Tages war die Stadt schon in Bewegung. Jedes wollte das junge Paar sehen, man erzählte sich alle möglichen abenteuerlichen Dinge über die unerwartete Verlobung und die übereilte Hochzeit, darin waren aber alle einig, daß Liebe sehr wenig, aber Geld alles dabei gethan habe.

Noch nie war eine Braut so unsichtbar gewesen, noch nie hatte ein Bräutigam so gleichgültig dreingeschaut. Sie waren das Opfer der Geld- und Ehrsucht der beiden Väter. Und mit welcher Eile wurde alles betrieben! Könnte man denn wenigstens nicht bis zur Genesung der alten Gräfin warten? Wohl flüsterte man, daß diese nichts von der Sache wisse, aber das konnte ja nicht möglich sein. Keine Tochter konnte mit innigerer Liebe an ihrer Mutter hängen, als Isabella an ihrer Großmutter, und da sollte eine so wichtige Sache ihr verborgen bleiben!

Fräulein Clodie hatte sich vergebens bemüht, bei der Kranken vorgelassen zu werden, und Isabella hatte sich ebenfalls verleugnen lassen.

In der Nacht vor dem Hochzeitstage war die alte Dame sehr unruhig gewesen, und das junge Mädchen hatte wenig geschlafen; kein Wunder daher, daß sie am folgenden Morgen denn auch bleich und ermattet aussah. Schweigend kleidete sie sich an.

„Nein, nie hätte ich gedacht, einen solchen Hochzeitstag zu erleben!" rief sie aus. „Muth, Muth! Gleich ist alles vorbei! O Großmama, was thue ich nur dir zu Liebe!"

Es war ihr fast ein Trost, daß die alte Dame an diesem Morgen so schwach und unruhig war, sie wurde dadurch von der Nothwendigkeit ihres Opfers noch mehr überzeugt. Wenn sie nicht an Großmamas Zustand dachte, trat die Versuchung mächtiger an sie heran, ihren Brautschmuck von sich zu werfen und allen, die sie kaufen und verkaufen, zuzurufen:

„Ich bleibe frei, ich will von eurem Schacher nichts wissen!"

Ehe sie das Zimmer verließ, sandte sie ihr Mädchen fort und kniete dann auf ihrem Betschemel nieder.

„Mein Gott!" rief sie, „du siehst mich in diesem Zustand! Du kennst meinen einzigen Beweggrund: vielleicht handle ich verkehrt, vielleicht darf ich über meine Zukunft nicht in dieser Weise bestimmen. Vielleicht lege ich vor deinem Altare einen Eid ab, den ich nicht halten kann, aber mein Herz ist rein und keine Selbstsucht wohnt in meiner Seele. O Großmama, sie weiß nicht, welches Opfer ihr Kind bringt, aber du siehst es, o mein Gott! Verlaß mich nicht in dieser Stunde!"

Und Isabella begab sich nach unten, stolz und kalt wie immer. Die Väter, der Bräutigam und die Zeugen warteten in dem großen Saal; sie rauschte an ihnen vorüber und nahm den Arm ihres Vaters.

Brons verbeugte sich vor ihr, und sie beantwortete seinen Gruß mit einer vornehmen Herablassung; Alfred trat näher und bot ihr ein Bukett von Orangenblüthen an, das sie zögernd annahm; sie sah ihn flüchtig an, es fiel ihr auf, daß er bleich und verstört aussah.

Auch er hatte die Nacht in unbeschreiblicher Unruhe und Spannung zugebracht.

„Was fang' ich nur an?" hatte er sich selbst vorgehalten. „Wird sie es mir verzeihen; muß ich ihr alles sagen und werde ich dadurch vielleicht ein Theilchen ihres Herzens gewinnen? Doch nein, ich will sie nicht erniedrigen und alles der Zeit anheimgeben. Armes Kind! Daß ihr nun Kummer und Weh gerade von mir kommen muß, von mir, der ich jeden Schritt ihrer Füße gern mit Rosen bestreut hätte!"

Die Stunde schlug; die Wagen fuhren vor und nun war es an Alfred, seiner Braut den Arm zu geben; das große Thor von Dorenzathe, das nur selten und allein bei feierlichen Ereignissen geöffnet wurde, ließ den Zug durch, und während rechts und links unzählige Neugierige geschaart standen, bestiegen Alfred und Isabella mit zwei der Zeugen, wozu der Notar gehörte, den ersten Wagen.

Dann folgte Brons und de Marcy mit den beiden anderen. Brons sah sorgenvoll und mürrisch aus und sprach fast kein Wort mit dem Vikomte, der eine gewisse nervöse Erregung nicht verbergen konnte und sich deshalb angelegentlich mit den anderen Herren unterhielt.

Brons hatte seinen Sohn am Morgen noch einmal gefragt:

„Bist du fest entschlossen zu der Komödie?"

„Ja, Vater!"

„Und reut es dich nicht?"

„Daß ich sie rette, nein; daß ich sie zwinge, ja!"

„Nun, dann sag ein Wort und die Sache ist aus!"

Das Wort kam nicht und die Vollziehung der Ehe verlief in gewohnter Weise; überall waren die Menschen zusammengeströmt und überall hieß es:

„Ein schönes Paar, aber es geht nicht von Herzen!"

Als sie dann zum Schloß zurückgekehrt waren, war Isabellas erste Frage an Germain, der sie im großen Saale erwartete:

„Wie geht es der gnädigen Frau?"

„Sie hat schon dreimal nach Ihnen gefragt."

Isabella trat in den großen Saal, ließ sich von ihrem Vater umarmen, reichte Brons und den Zeugen die Hand, nahm die Glückwünsche entgegen, aber hatte mit ihrem Gemahl noch kein Wort gesprochen.

Er sagte ihr auch nichts und gab ihrem Arm die Freiheit wieder. Der würzige Wein war serviert, als Adele, die alte Magd, der Gräfin ein paar Worte zuflüsterte.

Ohne das Glas, das sie in der Hand hielt, an die Lippen zu bringen, setzte sie es nieder, und ohne eine Entschuldigung vorzubringen, entfernte er sich rasch.

„Ist etwas vorgefallen, Adele?" fragte der Vikomte.

„Die gnädige Frau ist schon längere Zeit ohnmächtig," war die Antwort.

„Kein Wunder, daß sie sich dann so rasch entfernt. Es ist eine Schwäche, die meine Mutter öfters befällt," entschuldigte de Marcy.

Inzwischen war Alfred mit seinem Vater an das Fenster getreten und sagte ihm leise:

„Vater gieb mir nun den Brief, die Bedingung ist erfüllt!"

Brons gab ihm den Brief.

„Du hast deinen Willen, Junge! Gott gebe, daß alles sich zum besten wenden möge! Ich hätte dir gerne die Geschichte gespart."

Etwas später kam de Marcy zu Brons und sagte nun seinerseits:

„Gebt mir nun den Wisch, Brons! Ihr habt jetzt euren Willen!"

„Ich habe ihn nicht mehr. Ihr Herr Schwiegersohn hat ihn mir abverlangt, das darf der arme Junge wohl davon haben. Er hat euch einen kapitalen Dienst erwiesen! Ihr dürft ihn auf Händen tragen."

„So war es nicht abgesprochen! murrte de Marcy, „aber na!" fügte er in Gedanken hinzu, „er ist bei dem Sohne besser aufgehoben als bei dem Alten: Oder sollte er noch etwas anderes im Schilde führen?"—

Isabella war hinaufgegangen, so rasch es ihre langen und schweren Kleider erlaubten. Sie lief durch ihre Zimmer und hatte die Hand schon an der Klinke der Thüre, die zum Zimmer der Kranken führte, als ihre Toilette ihr erst einfiel. Schnell eilte sie zurück, warf den Brautstaat ab und zog ihr gewöhnliches Hauskleid an, während Adele ihr erzählte, daß die Gräfin, wenngleich ihre Zimmer nach hinten lagen, das Gerassel der Wagen gehört habe.

Sie war je länger, je unruhiger geworden und hatte immer gerufen:

„Isabella, Isabella! Sie rauben mir das Kind? Wo ist sie? Ruft sie doch!"

Man suchte sie zu beruhigen, aber umsonst, bis sie endlich von der Ohnmacht befallen wurde, die noch immer andauerte.

Von Isabellas zärtlicher Sorge umgeben, fand sie bald ihr Bewußtsein wieder und schlug die matten Augen auf.

„Bist du da? Gott sei Dank! Ich hatte so bange Träume. Sie wollten dich mir entführen, Isabella, weit, weit fort. Und dein Vater war es, der es verlangte. Bleib hier, gib mir deine Hand, laß mich nicht los! Du gehörst mir! Ach, armes Mädchen, was wird dein Los sein, wenn ich dich nicht mehr beschützen kann?"

Isabella senkte das Haupt und suchte ihre Verlegenheit zu verbergen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sozialdemokraten und ihre Väter.

Erzählung von Konrad v. Bolanden

Erster Teil.

II.

Innerer Ausbau.

Fortsetzung.

„Ich bin sogar der Meinung, daß dir das Rauchen sehr wohl anstehen würde," scherzte Herr Klatka weiter.

Sie warf ihm einen strengen Blick zu, der wie ein kalter Wasserstrahl seine humoristische Laune abkühlte.

Nach Emma's Belieben wurde nicht gefragt. Weder ihre Schwägerin, noch ihr Bruder, nicht einmal der sonst aufmerksame John, erkundigten sich nach ihrem Wunsch. Das Mädchen schien diese kränkende Nichtbeachtung gar nicht zu fühlen, weil es daran gewöhnt war, nichts zu gelten. Dennoch glaubte Gottfried, auf ihrem feinen Gesichte leises Zucken zu bemerken, wie ein Merkmal zurückgedrängten Seelenschmerzes. — Mit tiefer Verbeugung trat er vor die Waise.

„Vergeben Sie meine Dreistigkeit, gnädiges Fräulein, wenn ich mir die Frage erlaube, womit wir Ihnen dienen dürfen!"

Die gewählten Worte, die ungewöhnte achtungsvolle Behandlung, und nicht zuletzt die ehrerbietige Haltung des stattlichen jungen Mannes, gossen die Röte des verlegenen Kindes über Emma's Wangen. Unwillkürlich blickte sie auf ihre Schwägerin, welche den Vorgang beobachtete.

„Ich danke für Ihre Güte, Herr Ehrwart, und schließe mich der Wahl der Frau Kommerzienrat an," sagte eine schüchterne, lieblich klingende Stimme.

Die eroberungssüchtige eitle Frau hatte den Eindruck bemerkt, den Emma's Erscheinung und Wesen auf Gottfried hervorbrachten, und eifersüchtig glitzerten ihre Augen.

„Herr Ehrwart," sprach sie lächelnden Mundes im Tone des Vorwurfs, „Sie würden in ganz unverantwortlicher Weise Fräulein Kufen verderben. Durch klösterliche Erziehung an Selbstverleugnung und Entsagung gebunden, macht sie niemals Ansprüche, wie ein böses Weltkind.

„Ich beuge mich in Hochachtung vor diesen glänzenden Eigenschaften des gnädigen Fräuleins, die mich jedoch nicht von den Regeln des Anstandes und den Pflichten der Gastfreundschaft entbinden können."

Nach diesen Worten winkte er den harrenden Diener heran und gab ihm Aufträge.

Wolfgang hatte bisher jeden Augenblick John's Erklärung erwartet, die seine Verlobung mit Fräulein Kufen enthielt. Als dies nicht geschah, nahmen seine Züge einen ganz ungewöhnlichen Ausdruck an. Sogar die beharrlichen Schatten der Zahlen und die Schrift des Rechners auf dem Gesichte des Buchhalters verschwanden vor den Zeichen freudigster Ueberraschung; denn auch er hatte die Neigung seines Bruders für Emma wahrgenommen.

Die Gesellschaft saß um den Tisch. Die Herren priesen den unvergleichlichen Gerstensaft der Gebrüder Ehrwart, und bewiesen die Aufrichtigkeit des Rühmens durch die That, indem sie aus Kristallgläsern tiefe Züge taten. Auch die Kommerzienrätin würdigte das Bier, indes Emma nur selten nippte und aufmerksam der regen Unterhaltung folgte.

„Wir verbinden unseren heutigen Besuch mit einer Einladung für Sie, meine Herren!" sagte Klatka. „Nächsten Donnerstag, drei Uhr nachmittags, versammeln sich in unserem Hause die Großindustriellen der Residenzstadt, zur Besprechung äußerst wichtiger Angelegenheiten. Demgemäß erlaube ich mir, im Namen und Auftrag des Komitees, die Herren Besitzer des ältesten und renommiertesten Hüttenwerkes im Staate Lützelburg zu jener Versammlung höflichst einzuladen."

„Ihre gütige Einladung verbindet uns, Herr Klatka!" erwiderte Wolf-